

DIE GANZE GESCHICHTE  
BAND 8  
JETZT  
MIT NEUEM  
EPILOG  
VON GREGORY UND LUCY

**SPIEGEL**  
**Bestseller-**  
**Autorin**

JULIA QUINN  
**BRIDGERTON**

— — — — —  
**HOCHZEITSGLOCKEN  
FÜR LADY LUCY**

ROMAN

HarperCollins

## *Zum Buch*

Lady Lucinda, genannt Lucy, ist daran gewöhnt, im Schatten ihrer Freundin Hermione zu stehen. Deshalb zieht sie nicht ernsthaft in Erwägung, dass Gregory Bridgerton sich für sie interessieren könnte. Dann weist Hermione ihn, wie alle anderen Anwärter vor ihm, zurück. Denn sie schwärmt für jemand absolut Unstandesgemäßen. Aber Gregory Bridgerton wäre die ideale Partie für Hermione, findet Lucy. Sie will dem Glück der beiden etwas auf die Sprünge helfen. Zu dumm, dass sie sich nach einer Weile dann selbst in Gregory verliebt. Eine Ehe mit ihm ist für Lucy undenkbar. Schon weil sie selbst seit Jahren Lord Haselby versprochen ist!

*»Quinn hat eine so sympathische Familie erschaffen, eine so lebendige und einnehmende Gemeinschaft, dass wir in das Buch eintauchen und sie treffen wollen.« NPR Books*

## *Zur Autorin*

Julia Quinn wird als zeitgenössische Jane Austen bezeichnet. Sie studierte zunächst Kunstgeschichte an der Harvard Universität, ehe sie die Liebe zum Schreiben entdeckte. Ihre überaus erfolgreichen historischen Romane präsentieren den Zauber einer vergangenen Epoche und begeistern durch ihre warmherzigen, humorvollen Schilderungen.

## *Lieferbare Titel*

Bridgerton - Der Duke und ich (Bridgerton 1)

Bridgerton - Wie bezaubert man einen Viscount? (Bridgerton 2)

Bridgerton - Wie verführt man einen Lord? (Bridgerton 3)

Bridgerton - Penelopes pikantes Geheimnis (Bridgerton 4)

Bridgerton - In Liebe, Ihre Eloise (Bridgerton 5)

Bridgerton - Ein hinreißend verruchter Gentleman (Bridgerton 6)

Bridgerton - Mitternachtsdiamanten (Bridgerton 7)

**Bridgerton - Hochzeitsglocken für Lady Lucy (Bridgerton 8)**

Rokesby - Der Earl mit den eisblauen Augen (Rokesby 1)

Rokesby - Tollkühne Lügen, sinnliche Leidenschaft (Rokesby 2)

JULIA QUINN

BRIDGERTON  
HOCHZEITSGLOCKEN  
FÜR LADY LUCY

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Petra Lingsminat und Ira Panic

HarperCollins

Die Originalausgaben erschienen 2006 und 2013 unter den Titeln  
*On the Way to the Wedding* und *On the Way to the Wedding:  
The 2nd Epilogue in The Bridgertons: Happily Ever Afters*  
bei AVON BOOKS, an imprint of HarperCollins *Publishers*, US.

© 2006 by Julie Cotler Pottinger

© 2009 by Julie Cotler Pottinger

Erweiterte Neuauflage

© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe  
by HarperCollins in der

Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg

Published by arrangement with

HarperCollins *Publishers* L.L.C., New York

Umschlaggestaltung von Birgit Tonn, Artwork Harlequin

Umschlagabbildung von Lee Avison / Trevillion Images, GSshot / GettyImages,  
mentalmind / shutterstock

E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN E-Book 9783365000397

[www.harpercollins.de](http://www.harpercollins.de)

Für Lyssa Keusch.  
Weil du meine Lektorin bist.  
Weil du meine Freundin bist.  
Und für Paul,  
einfach so.

# PROLOG

*London, nicht weit von St. George's am Hanover Square  
Sommer 1827*

Seine Lungen brannten.

Gregory Bridgerton rannte. Durch London. Völlig blind für die neugierigen Blicke der Passanten rannte er durch die Straßen Londons.

Seinen Bewegungen haftete ein erstaunlich kraftvoller Rhythmus an – *eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier* –, der ihn vorantrieb, seine Schritte beschleunigte. Im Geiste konzentrierte er sich auf eine Sache, eine einzige Sache.

Die Kirche.

Er musste zur Kirche gelangen.

Er musste die Hochzeit aufhalten.

Wie lang er wohl schon rannte? Eine Minute? Fünf? Er wusste es nicht, konnte an nichts anderes denken als sein Ziel.

Die Kirche. Er musste zur Kirche gelangen.

Um elf hatte es angefangen. Diese Sache. Diese Zeremonie. Diese Sache, die gar nicht hätte passieren dürfen. Bloß hatte sie dennoch damit angefangen. Und er musste es aufhalten. Er musste *sie* aufhalten. *Wie*, das wusste er nicht, und er wusste auch nicht, warum sie sich dazu entschlossen hatte, aber sie tat es, und es war verkehrt.

Sie musste doch wissen, dass es falsch war.

Sie gehörte zu ihm. Sie gehörten zusammen. Das wusste sie. Verdammt, sie musste es doch wissen.

Wie lang dauerte eine Trauzeremonie? Fünf Minuten? Zehn? Zwanzig? Bisher hatte er nie darauf geachtet, hatte natürlich nie daran gedacht, zu Beginn und Ende auf die Uhr zu sehen.

Er hatte nie damit gerechnet, dass er diese Information einmal brauchen könnte. Hatte nie damit gerechnet, dass es einmal so wichtig werden könnte.

Wie lang rannte er schon durch die Stadt? Zwei Minuten? Zehn?

Er schlidderte um eine Ecke in die Regent Street und knurrte etwas, was als Entschuldigung gelten sollte, als er gegen einen ehrbar gekleideten Gentleman prallte und ihm dabei die Mappe aus der Hand riss.

Normalerweise wäre Gregory stehen geblieben, um dem Herrn zu helfen, der sich nun nach seiner Mappe bückte, aber nicht an diesem Tag, nicht an diesem Morgen.

Jetzt nicht.

Die Kirche. Er musste zur Kirche. An etwas anderes konnte er nicht denken. Das durfte er nicht. Er musste ...

Verdammt. Nun schnitt ihm auch noch eine Kutsche den Weg ab und brachte ihn abrupt zum Stehen. Er stützte sich mit den Händen auf den Oberschenkeln ab – nicht, weil er das wollte, sondern weil ihn sein geschundener Körper dazu zwang – und sog die Luft in tiefen Zügen ein, um den höllischen Druck in der Brust zu lindern, dieses schreckliche Brennen ...

Die Kutsche fuhr an ihm vorbei, und er begann wieder zu laufen. Bald wäre er dort. Er konnte es schaffen. Seit er das Haus verlassen hatte, konnten nicht viel mehr als fünf Minuten vergangen sein. Vielleicht sechs. Auch wenn es sich mehr wie dreißig anfühlte, konnten es nicht mehr als allerhöchstens sieben Minuten sein.

Er musste es aufhalten. Es war falsch. Er musste es aufhalten. Und das würde er auch.

Nun sah er die Kirche. In der Ferne erhob sich der graue Turm in den strahlend blauen Himmel. Jemand hatte die Gaslaternen mit Blumen geschmückt. Er wusste nicht, um welche Sorte es sich handelte - gelb und weiß, hauptsächlich gelb. Üppig blühend quollen sie aus den Körben. Festlich wirkten sie, fröhlich sogar, und das war völlig verkehrt. Dieser Tag bot keinerlei Anlass zu Frohsinn, und das Fest war keines, das man feiern mochte.

Er *würde* der Sache ein Ende bereiten.

Er verlangsamte seinen Laufschrift gerade so weit, dass er die Stufen hinaufsteigen konnte, ohne zu stürzen, und dann riss er die Tür auf, ganz weit. Er hörte es kaum, als sie krachend hinter ihm ins Schloss fiel. Vielleicht hätte er erst Atem schöpfen sollen. Vielleicht hätte er ganz leise eintreten sollen, um sich Gelegenheit zu verschaffen, in aller Stille die Lage zu sondieren und festzustellen, wie weit sie schon gediehen waren mit der Zeremonie.

In der Kirche wurde es totenstill. Der Pfarrer hielt inne, und die gesamte Gemeinde wandte sich zur Tür.

Zu ihm.

»Nicht«, keuchte Gregory, doch er war so außer Atem, dass er sich selbst kaum hörte.

»Nicht«, wiederholte er lauter und trat stolpernd vor, wobei er sich auf die Kirchenbänke stützte. »Tu's nicht.«

Sie schwieg, doch er sah sie. Vor Schreck stand ihr der Mund offen. Der Brautstrauß entglitt ihren Händen, und er wusste - Gott, er wusste es einfach -, dass ihr der Atem stockte.

Sie sah so schön aus. Ihr goldenes Haar schien das Licht einzufangen, und es glänzte so strahlend, dass er neue Kraft daraus schöpfte. Er richtete sich auf. Auch wenn er immer noch keuchte, konnte er nun wieder gehen, ohne sich festhalten zu müssen. Er ließ die Kirchenbank los.

»Tu's nicht«, sagte er und ging entschlossen auf sie zu. Er wusste, was er wollte.

Er wusste, was richtig war.

Sie schwieg immer noch. Keiner sagte ein Wort. Das war merkwürdig. Die dreihundert größten Klatschbasen der Hauptstadt waren an einem Ort versammelt, und keine brachte einen Ton heraus. Alle Blicke waren wie gebannt auf ihn gerichtet, als er den Mittelgang hinunterschritt.

»Ich liebe dich«, sagte er, vor allen Leuten. Warum auch nicht? Er wollte kein Geheimnis daraus machen. Er würde nicht zusehen, wie sie einen anderen heiratete, ohne die Welt wissen zu lassen, dass sein Herz allein ihr gehörte.

»Ich liebe dich«, wiederholte er. Aus den Augenwinkeln sah er seine Mutter und seine Schwester, die beide wie erstarrt in einer Kirchenbank saßen und den Mund weit aufrissen.

Er ging weiter den Gang hinunter, und mit jedem Schritt wuchs seine Sicherheit, sein Selbstvertrauen.

»Tu's nicht«, sagte er noch einmal, als er die Apsis erreicht hatte. »Heirate ihn nicht.«

»Gregory«, wisperte sie. »Warum tust du das?«

»Ich liebe dich«, sagte er. Mehr gab es nicht zu sagen. Dies war das Einzige, was zählte.

Ihre Augen wurden feucht. Sie blickte zu dem Mann auf, den sie zu heiraten versuchte. Der hob nur die Brauen und zuckte fast unmerklich mit einer Schulter, als wollte er sagen: »Das ist deine Entscheidung.«

Gregory sank auf ein Knie. »Heirate mich«, bat er aus tiefstem Herzen. »Heirate *mich*.«

Er hielt den Atem an. Die ganze Kirche hielt den Atem an.

Dann sah sie ihn an. Ihre Augen waren riesig und klar, voll Güte und Wahrheit.

»Heirate mich«, flüsterte er ein letztes Mal.

Ihre Lippen zitterten, doch ihre Stimme war fest, als sie sagte ...

# 1. KAPITEL

*In dem sich unser Held verliebt.  
Zwei Monate zuvor*

Im Gegensatz zu vielen anderen seiner Bekannten glaubte Gregory Bridgerton an die Liebe.

Er wäre dumm gewesen, wenn er es nicht getan hätte.

Man denke an:

seinen ältesten Bruder Anthony,

seine älteste Schwester Daphne,

seine anderen Brüder Benedict und Colin, ganz zu schweigen von seinen Schwestern Eloise, Francesca und (ärgerlich, aber wahr) Hyacinth, die alle - *alle* - glücklich verliebt in ihre diversen Gatten waren.

Ein solcher Stand der Dinge hätte viele Herren gründlich angewidert, aber für Gregory, der mit einem ungewöhnlich fröhlichen, wenn auch gelegentlich enervierenden - zumindest wenn man nach seiner Schwester Hyacinth ging - Naturell gesegnet war, bedeutete es einfach nur, dass ihm gar nichts anderes übrig blieb, als das Offensichtliche auch zu glauben.

Die Liebe existierte.

Sie war eben kein Hirngespinnst, das nur dazu diente, die Poeten vor dem Hungertod zu bewahren. Selbst wenn man sie nicht sehen, riechen oder berühren konnte, sie existierte. Auch für ihn war es nur eine Frage der Zeit, bis er die Frau seiner Träume fand, sich zur Ruhe setzte, fruchtbar wurde und sich vermehrte und sich so merkwürdige Steckenpferde

zulegte wie Pappmaschee oder das Sammeln von Muskatreiben.

Obwohl, wenn man es ganz genau nahm, was bei so abstrakten Vorstellungen vielleicht gar nicht angebracht war, rankten sich seine Träume um keine *bestimmte* Frau. Er hatte keine Ahnung, wie seine Traumfrau beschaffen sein sollte, die doch sein Leben umkrempeln und ihn in eine glückliche, wenn auch langweilige Stütze der Gesellschaft verwandeln würde. Er wusste nicht, ob sie groß oder klein sein würde, brünett oder blond. Er stellte sie sich gern als intelligent und humorvoll vor, aber darüber hinaus hatte er keine rechte Ahnung. Wie auch? Sie könnte schüchtern oder freimütig sein. Vielleicht sang sie gern. Vielleicht auch nicht. Vielleicht war sie ein sportlicher Typ, der gern ausritt, mit gesunder Gesichtsfarbe, weil sie so viel Zeit im Freien verbrachte.

Er wusste es einfach nicht. Was diese Frau betraf, diese unglaubliche, wundervolle Frau, die es im Augenblick noch gar nicht gab, so war er sich nur in einem ganz sicher: Wenn er ihr begegnete, würde er es wissen.

Ihm war nicht klar, woher er es wissen sollte, er war sich einfach nur sicher, dass es so kommen würde. Irgendwie musste diese überwältigende, erschütternde, das Leben vollkommen verändernde ... also wirklich, so etwas würde sich doch nicht in sein Leben hereinschleichen. Er würde sie sehen, und ihm würde nicht nur das sprichwörtliche Licht aufgehen, sondern ein Kronleuchter, ein ganzer Ballsaal voller Kronleuchter. Er wusste nur noch nicht, wann es passieren würde.

Und er sah keinen Grund, die Zeit bis zu ihrer Ankunft nicht zu genießen. Schließlich brauchte man nicht wie ein Mönch zu leben, während man auf die große Liebe wartete.

Gregory war ein typischer Londoner Gentleman mit komfortablem, aber keineswegs opulentem Auskommen,

hatte jede Menge Freunde und genügend Vernunft, um rechtzeitig vom Spieltisch aufzustehen. Allgemein galt er als recht gute Partie – wenn auch nicht gerade als erste Wahl, das waren vierte Söhne nun mal nie –, und er war immer gefragt, wenn eine Matrone der Gesellschaft noch einen passenden Herrn für ihre Abendeinladung suchte.

Was besagtes Auskommen ein wenig länger vorhalten ließ – immer von Vorteil.

Vielleicht bräuchte er eine Aufgabe im Leben, ein Ziel, auf das er hinarbeiten könnte, oder auch nur eine sinnvolle Beschäftigung. Aber das konnte ja noch ein wenig warten, oder? Er war sich sicher, dass sein Weg bald klar vor ihm liegen würde. Er würde wissen, was er tun wollte und mit wem, und bis dahin würde er sich ...

Nicht vergnügen. Zumindest nicht jetzt im Augenblick.

Es war nämlich so: Gregory saß gerade in einem Ledersessel, einem ziemlich bequemen sogar – nicht dass das viel zur Sache getan hätte, nur insofern, als gemütliche Möbelstücke mehr zum Träumen einluden als unbequeme, was wiederum dazu führte, dass er seinem Bruder nicht zuhörte, der in kurzer Entfernung vor ihm stand und irgendeine Predigt hielt. Worum es genau ging, wusste er nicht, es kamen jedenfalls die Worte Pflicht und Verantwortung darin vor.

Gregory hörte nicht recht hin. Das tat er eigentlich nie.

Also, manchmal hörte er schon zu, aber ...

»Gregory? Gregory?«

Blinzelnd sah er auf. Anthony hatte die Arme vor der Brust verschränkt, was nie ein gutes Zeichen war. Anthony war der Viscount Bridgerton, und das seit über zwanzig Jahren. Und auch wenn er, wie Gregory gewiss als Erster versichern würde, ein prima Bruder war, würde er doch auch einen prächtigen Feudalherrn abgeben.

»Verzeih, wenn ich mich in deine Gedanken einmische, wenn man es denn Gedanken nennen kann, was dir so durch den Kopf geht«, bemerkte Anthony trocken, »aber hast du zufällig – rein zufällig – irgendetwas gehört von dem, was ich gesagt habe?«

»Fleiß«, sagte Gregory aufs Geratewohl und nickte mit gebührendem Ernst. »Zielstrebigkeit.«

»Allerdings«, erwiderte Anthony, und Gregory beglückwünschte sich zu seiner erstklassigen Vorstellung. »Es wird höchste Zeit, dass du dir für dein Leben irgendein Ziel setzt.«

»Natürlich«, murmelte Gregory, hauptsächlich deswegen, weil er das Abendessen verpasst hatte und ihm nun der Magen knurrte. Er hatte munkeln hören, dass seine Schwägerin im Garten leichte Erfrischungen servierte. Außerdem hatte es ohnehin keinen Zweck, Anthony zu widersprechen. Nie.

»Du musst tatsächlich etwas verändern. Einen neuen Kurs wählen.«

»Allerdings.« Vielleicht gäbe es Sandwiches. Von den kleinen Dingen könnte er jetzt ohne Weiteres vierzig Stück verdrücken.

»Gregory.«

In Anthonys Stimme war jener gewisse Ton getreten, der zwar schwer zu beschreiben, aber sofort zu erkennen war. Gregory wusste, dass er nun besser aufpasste.

»Ja«, sagte er gedehnt. Bemerkenswert, wie gut man mit einem einzigen Wort einen richtigen Satz hinauszögern konnte. »Ich werde wohl Pfarrer werden.«

Anthony erstarrte. Wie ein Eisberg. Gregory kostete diesen Moment weidlich aus. Schade nur, dass der Preis dafür ziemlich hoch war: Jetzt musste er Pfarrer werden.

»Wie bitte?«, murmelte Anthony schließlich.

»Ich habe schließlich keine große Wahl«, meinte Gregory. Diese Worte sagte er zum ersten Mal im Leben. Irgendwie verlieh ihnen das größeren Nachdruck, größere Nachhaltigkeit. »Entweder das Militär oder die Kirche«, fuhr er fort. »Und, nun ja, es muss einmal gesagt werden: Ich schieße ganz miserabel.«

Darauf erwiderte Anthony nichts. Gregorys Einschätzung entsprach der Wahrheit, das wussten sie alle.

Nach kurzem verlegenem Schweigen murmelte Anthony: »Es gibt ja auch noch den Degen.«

»Ja, aber bei meinem Glück schicken sie mich in den Sudan.« Gregory erschauerte. »Ich will ja nicht übertrieben pingelig sein, nur weißt du, die Hitze. Würdest du dorthin gehen wollen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Und«, fügte Gregory hinzu, dem die Sache allmählich Spaß machte, »an Mutter muss ich auch denken.«

Eine Pause trat ein. Dann: »Und was genau hat Mutter nun mit dem Sudan zu tun?«

»Nun, es würde ihr nicht gefallen, wenn ich dorthin ginge, und du wärst derjenige, der ihr die Hand halten muss, wenn sie sich Sorgen macht oder irgendwelche entsetzlichen Albträume ...«

»Das reicht«, unterbrach Anthony.

Gregory gestattete sich ein verstohlenes Lächeln. Seiner Mutter gegenüber war das nicht ganz fair, da sie bisher nie behauptet hatte, die Zukunft mit etwas so Schwammigem wie einem Albtraum vorherzusagen. Doch sie fände es tatsächlich schlimm, wenn er in den Sudan ginge, und Anthony würde sich tatsächlich ihre Sorgen anhören müssen.

Da Gregory allerdings nicht die Absicht hatte, Britanniens neblige Gestade zu verlassen, war die Frage ohnehin rein akademisch.

»Schön«, sagte Anthony. »Schön. Ich bin froh, dass wir endlich darüber gesprochen haben.«

Gregory linste auf die Uhr.

Anthony räusperte sich, und in seine Stimme mischte sich ein ungeduldiger Ton: »Und dass du dir endlich Gedanken über deine Zukunft machst.«

Gregory wurde die Kehle eng. »Ich bin erst sechsundzwanzig«, erinnerte er seinen Bruder. »Sicherlich noch zu jung für dieses andauernde ›endlich‹, findest du nicht?«

Anthony hob nur eine Augenbraue. »Soll ich mich mit dem Erzbischof in Verbindung setzen? Eine Pfarrei für dich finden?«

Das löste bei Gregory unvermittelt einen Hustenanfall aus. »Äh, nein«, sagte er, als er wieder sprechen konnte. »Noch nicht.«

Um Anthonys Mundwinkel zuckte es ein wenig. Nicht viel, und von einem Lächeln war es noch weit entfernt. »Du könntest ja heiraten.«

»Könnte ich«, stimmte Gregory zu. »Werde ich auch. Ich habe es sogar fest vor.«

»Wirklich?«

»Wenn ich die richtige Frau gefunden habe.« Und als er Anthonys zweifelnde Miene sah, fügte Gregory hinzu: »Gerade du würdest mir doch sicher eine Liebesheirat statt einer Vernunftehe empfehlen!«

Wie alle wussten, betete Anthony seine Frau an, die seine Gefühle unerklärlicherweise voll und ganz erwiderte. Ebenfalls wohlbekannt war die Tatsache, dass Anthony seinen sieben jüngeren Geschwistern treu ergeben war, deswegen hätte Gregory gar nicht so überrascht und gerührt sein dürfen, als Anthony leise sagte: »Ich wünsche dir von Herzen, dass du ebensolches Glück hast wie ich.«

Gregory war einer Antwort enthoben, als sein Magen laut und vernehmlich zu knurren begann. Verlegen sah er zu seinem Bruder. »Tut mir leid. Ich habe das Dinner verpasst.«

»Ich weiß. Wir haben dich früher erwartet.«

Gregory konnte es sich gerade noch verkneifen, schuldbewusst den Kopf einzuziehen.

»Kate war ein wenig verstimmt.«

Das war das Schlimmste. Wenn Anthony enttäuscht war, ging es gerade noch an. Doch wenn er behauptete, man habe seine Frau irgendwie bekümmert ...

Nun, dann wusste Gregory, dass er in Schwierigkeiten steckte. »Bin erst spät in London losgekommen«, murmelte er. Auch wenn das stimmte, entschuldigte das sein schlechtes Benehmen keineswegs. Er war zum Dinner auf der Hausgesellschaft erwartet worden, und er hatte versagt. Beinahe hätte er gesagt: *Ich mache es wieder gut*, doch im letzten Augenblick biss er sich auf die Zunge. Irgendwie würde das die Sache nur schlimmer machen – fast als würde er damit seine Nachlässigkeit auf die leichte Schulter nehmen, indem er so tat, als bedurfte es nur eines Lächelns und einer charmanten Bemerkung, um die Sache aus der Welt zu schaffen. Was ihm oft gelang, doch aus irgendeinem Grund ...

Wollte er es diesmal nicht.

Daher sagte er einfach: »Es tut mir leid.« Und meinte es auch so.

»Sie ist im Garten«, brummte Anthony. »Ich glaube, sie hat auch ein wenig Tanz eingeplant – auf der Terrasse, ist das zu fassen?«

Gregory konnte sich das gut vorstellen. Es klang ganz nach seiner Schwägerin. Sie feierte die Feste gern, wie sie fielen, warum also nicht einen spontanen Tanzabend im Freien organisieren, bei diesem ungewöhnlich schönen Wetter?

»Sieh zu, dass du mit allen tanzt, die sie dir vorstellt«, wies Anthony ihn an. »Kate würde es nicht gutheißen, wenn sich eine der jungen Damen ausgeschlossen fühlte.«

»Natürlich«, murmelte Gregory.

»Ich komme in einer Viertelstunde nach«, sagte Anthony und setzte sich wieder an den Schreibtisch, an dem ihn noch mehrere Papierstapel erwarteten. »Ich habe hier noch ein paar Sachen zu erledigen.«

Gregory stand auf. »Ich werde es Kate ausrichten.« Da das Gespräch offenbar beendet war, verließ er den Raum und ging in den Garten.

Er war schon länger nicht mehr auf Aubrey Hall gewesen, dem Familiensitz der Bridgertons. Über Weihnachten versammelte sich die Familie natürlich auf ihrem Landsitz in Kent, aber für Gregory war es kein Heim, war es nie gewesen. Nach dem Tod seines Vaters hatte seine Mutter ihre Kinder genommen und war mit ihnen nach London gezogen, wo sie dann auch den größten Teil des Jahres verbrachten. Sie hatte es zwar nie gesagt, doch Gregory glaubte, dass der Familiensitz einfach zu viele Erinnerungen barg.

Daher hatte Gregory sich in der Stadt mehr daheim gefühlt als auf dem Land. Das Zuhause seiner Kindheit war Bridgerton Hall in London, nicht Aubrey Hall. Seine Besuche genoss er trotzdem, ebenso die ländlichen Vergnügungen wie Reiten und Schwimmen (wenn das Wasser im See warm genug war), und seltsamerweise freute er sich auch über die langsamere Gangart. Nach Monaten in der Stadt wusste er die saubere Luft und die ruhige Umgebung zu schätzen.

Und wenn es ihm zu ruhig und zu sauber wurde, konnte er dem Ganzen wieder den Rücken zukehren.

Die Abendgesellschaft wurde auf dem Südrasen abgehalten, wie er bei seiner Ankunft vom Butler erfahren hatte. Für eine Feier im Freien schien es der geeignete Ort –

ebener Grund, Blick auf den See und eine große Terrasse mit genügend Sitzgelegenheiten für die Gäste, die nicht mehr so gut auf den Beinen waren.

Sobald er den Salon betrat, hörte er durch die offenen Fenstertüren das Stimmengewirr. Er wusste nicht, wie viele Gäste seine Schwägerin zur Hausgesellschaft eingeladen hatte, wahrscheinlich an die zwanzig, dreißig Leute. Genau die richtige Anzahl, die einen intimen Rahmen gewährleistete, es einem aber gleichzeitig ermöglichte, sich zurückzuziehen, ohne in der Gruppe eine störende Lücke zu hinterlassen.

Gregory durchquerte den Salon und überlegte, welche Speisen Kate wohl servieren ließ. Viel gäbe es natürlich nicht; wie er Kate kannte, hatte sie ihre Gäste schon mit einem üppigen Dinner versorgt.

Etwas Süßes, entschied Gregory, als er beim Betreten der Terrasse leichten Zimtduft wahrnahm. Enttäuscht stieß er die Luft aus. Er hatte einen Bärenhunger, und ein mächtiges Stück Fleisch wäre für ihn jetzt der Himmel auf Erden gewesen.

Doch er hatte sich verspätet, und daran war nur er selbst schuld, und wenn er sich nicht gleich unter die Gesellschaft mischte, würde Anthony ihm den Kopf abreißen. Er würde sich also mit Kuchen und Keksen begnügen müssen.

Eine warme Brise strich ihm über das Gesicht, als er nach draußen trat. Für Mai war es bisher erstaunlich warm gewesen, alle redeten darüber. Bei so einem Wetter schien man ganz automatisch gute Laune zu bekommen - es war so überraschend angenehm, dass man gar nicht anders konnte als lächeln. Und die Gäste auf der Terrasse wirkten auch überaus vergnügt: Ins Stimmengewirr mischten sich immer wieder tiefe Lachsalven und hohes Gekicher.

Suchend sah Gregory sich um, wobei er sowohl nach Erfrischungen als auch nach einem bekannten Gesicht

Ausschau hielt, vorzugsweise dem seiner Schwägerin Kate. Der Anstand diktierte schließlich, dass er sie zuerst begrüßte. Doch während er den Blick schweifen ließ, sah er stattdessen ...

Sie.

*Sie.*

Und da wusste er es. Er wusste, dass sie es war. Ihm blieb sprichwörtlich die Luft weg. Atemlos stand er da, erstarrt und wie gelähmt.

Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, nicht einmal im Profil. Nur ihren Rücken, den atemberaubend vollkommenen Nacken, die blonde Locke, die sich über ihre Schulter ringelte.

Und er konnte nur noch denken: Jetzt hat es mich erwischt.

Nun war er für alle anderen Frauen verloren. Diese Intensität, diese Glut, diese überwältigende Gewissheit, die Richtige gefunden zu haben – so etwas hatte er noch nie erlebt.

Es mochte albern sein, vielleicht auch verrückt. Vermutlich sowohl als auch. Aber er hatte darauf gewartet. So lange hatte er auf diesen Moment gewartet. Und plötzlich wurde ihm klar, warum er weder Priester geworden noch zum Militär gegangen war, noch eines der zahlreichen Angebote seines Bruders angenommen hatte, sich um ein kleineres Bridgerton-Gut zu kümmern.

Er hatte gewartet. Das war alles. Und bis zu diesem Augenblick war ihm nicht einmal bewusst gewesen, dass er nur auf diesen Moment gewartet hatte.

Und nun war er da.

*Sie* war da.

Er wusste es einfach.

Langsam überquerte er den Rasen; das Essen und seine Schwägerin waren vergessen. Es gelang ihm gerade noch,

den Leuten, an denen er vorbeiging, einen Gruß zuzumurmeln, ohne innezuhalten. Er musste an ihre Seite eilen - ihr Gesicht sehen, ihren Duft einatmen, den Klang ihrer Stimme hören.

Und dann war er bei ihr, nur wenige Fuß von ihr entfernt. Atemlos, voll Ehrfurcht stand er da, irgendwie schon erfüllt davon, nur in ihrer Nähe zu weilen.

Sie unterhielt sich gerade mit einer jungen Dame, und an dem lebhaften Gespräch sah er, dass die beiden Freundinnen waren. Reglos verharrte er einen Moment, beobachtete sie, bis sie ihn bemerkten und sich zu ihm umwandten.

Er lächelte. Ganz leicht. Und sagte ...

»Guten Abend.«

Lucinda Abernathy, den meisten - nun ja, allen - besser bekannt als Lucy, unterdrückte ein Stöhnen, als sie sich zu dem Gentleman umdrehte, der sich an sie herangepircht hatte, vermutlich um Hermione anzuhimmeln, wie die meisten - nun ja, alle -, die ihre Freundin zu Gesicht bekamen.

Dieses Risiko ging man eben ein, wenn man mit Hermione Watson befreundet war. Sie sammelte gebrochene Herzen, genau wie der alte Pfarrer unten an der Abtei Schmetterlinge sammelte.

Der einzige Unterschied war natürlich, dass Hermione ihre Opfer nicht mit spitzen kleinen Nadeln durchbohrte. Um gerecht zu sein: Hermione wollte die Herzen der Gentlemen gar nicht erobern, geschweige denn brechen. Es ... passierte einfach. Lucy war es inzwischen gewohnt. Hermione war eben Hermione, mit hellblondem Haar wie Butter, herzförmigem Gesicht und riesigen, weit auseinanderstehenden Augen von einem aufsehenerregenden Grün.

Lucy andererseits war ... nun ja, Hermione war sie nicht, so viel stand fest. Sie war sie selbst, und meistens reichte das auch.

Lucy war auf beinahe jede ersichtliche Art etwas weniger als Hermione. Etwas weniger blond. Etwas weniger schlank. Etwas weniger groß. Ihre Augen waren etwas weniger farbintensiv – blaugrau, auch sehr attraktiv, wenn man sie mit anderen als Hermiones verglich, aber das nützte ihr wenig, denn ohne Hermione ging sie ja nirgendwohin.

Zu diesem erschütternden Schluss war sie eines Tages in Miss Moss' Institut für Höhere Töchter gekommen, das sie und Hermione drei Jahre lang besucht hatten.

Lucy war einfach ein bisschen weniger. Oder, wenn man es netter ausdrücken wollte: *nicht ganz so*.

Sie fand sich ganz attraktiv, auf die gesunde, traditionelle englische Art, aber die Männer waren bei ihrem Anblick selten (also gut: nie) überwältigt.

Bei Hermione hingegen ... wie gut, dass sie ein so netter Mensch war. Sonst hätte man mit ihr unmöglich befreundet sein können.

Nun ja, dies und der Umstand, dass sie einfach nicht tanzen konnte. Walzer, Quadrille, Menuett, egal was, sie konnte es nicht.

Und das war einfach *herrlich*.

Lucy fand nicht, dass sie übertrieben oberflächlich war, sie hätte sich für ihre liebste Freundin nötigenfalls auch vor eine Kutsche geworfen, doch irgendwie hatte es eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit an sich, dass das schönste Mädchen von ganz England zwei linke Füße hatte.

Bildlich gesprochen.

Und nun stand da schon wieder einer. Ein Mann, kein Fuß. Dazu auch noch attraktiv. Groß, allerdings nicht im Übermaß, mit braunem Haar und einem ziemlich

angenehmen Lächeln. Und einem Zwinkern in den Augen, deren Farbe sie im Dunkeln nicht so genau erkennen konnte.

Ganz zu schweigen davon, dass sie ihm gar nicht richtig in die Augen sehen konnte, weil er sie nicht anschaute. Er sah Hermione an, wie alle Männer.

Lucy lächelte höflich, obwohl er das wohl kaum bemerken würde, und wartete darauf, dass er sich verbeugte und vorstellte.

Und dann tat er etwas überaus Erstaunliches. Nachdem er seinen Namen genannt hatte – sie hätte wissen müssen, dass er ein Bridgerton war, bei dem Aussehen –, beugte er sich herab und küsste ihr zuerst die Hand.

Lucy hielt den Atem an.

Gleich darauf wurde ihr natürlich klar, was er damit bezweckte.

Er war gut. Wirklich gut. Am schnellsten eroberte man Hermiones Herz, wenn man Lucy ein Kompliment machte.

Pech für ihn, dass Hermiones Herz bereits anderweitig vergeben war.

Ach, je nun. Zumindest wäre es amüsant, das Schauspiel zu verfolgen.

»Ich bin Miss Hermione Watson«, sagte Hermione soeben, und Lucy erkannte, dass sich Mr. Bridgertons Taktik als doppelt schlau erwies. Indem er Hermiones Hand als zweite küsste, konnte er länger dabei verweilen, und Hermione wäre diejenige, welche die Vorstellung übernehmen musste.

Beinah war Lucy beeindruckt. Wenn schon sonst nichts, so bewies er damit zumindest, dass er klüger war als der Durchschnitt.

»Und das«, fuhr Hermione fort, »ist meine allerliebste Freundin, Lady Lucinda Abernathy.«

Sie sagte es so, wie sie es immer sagte, voll Liebe, Bewunderung und vielleicht auch mit einer winzigen Spur

Verzweiflung, als wollte sie sagen – *Meine Güte, nun gönnen Sie Lucy doch auch mal einen Blick!*

Allerdings taten das die Gentlemen nie. Nur wenn sie Rat suchten wegen Hermione und Hermiones Herzen und wie es zu erobern sei. Da war Lucy dann immer sehr gefragt.

Mr. Bridgerton – Mr. Gregory Bridgerton, wie Lucy sich in Gedanken korrigierte, denn soweit sie wusste, gab es drei Mr. Bridgertons, den Viscount nicht mitgerechnet – drehte sich um und überraschte sie mit einem gewinnenden Lächeln und einem warmherzigen Blick. »Guten Abend, Lady Lucinda«, murmelte er.

»Guten Abend, Mr. Bridgerton«, erwiderte sie, und dann hätte sie sich am liebsten einen Tritt versetzt, weil sie ein wenig ins Stottern geraten war, aber, gütiger Himmel, normalerweise gönnten sie ihr keinen Blick, sobald sie Hermione gesehen hatten.

War es möglich, dass er sich für *sie* interessierte?

Nein, unmöglich. Das taten die Herren nie.

Aber spielte das überhaupt eine Rolle? Natürlich wäre es reizend, wenn sich ein Mann zur Abwechslung einmal unsterblich in sie verlieben würde. Gegen eine solche Aufmerksamkeit hätte sie nichts einzuwenden. Doch in Wirklichkeit war Lucy praktisch mit Lord Haselby verlobt, seit vielen Jahren schon, es hätte also wenig Sinn, wenn sie von einem glühenden Verehrer umworben würde. Es würde schließlich zu nichts führen.

Und außerdem war es ja nicht Hermiones Schuld, dass sie mit dem Gesicht eines Engels geboren war.

Hermione also war die Sirene und Lucy die verlässliche Freundin, so weit war die Welt in Ordnung. Oder zumindest vorhersehbar.

»Dürfen wir Sie unseren Gastgebern zurechnen?«, erkundigte sich Lucy schließlich, nachdem keiner von ihnen

nach der Begrüßung noch etwas gesagt hatte. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Ich fürchte, nicht«, erwiderte Mr. Bridgerton. »So gern ich die Lorbeeren für diese Gesellschaft ernten würde – ich wohne in London.«

»Wie schön, einen Besitz wie Aubrey Hall in der Familie zu haben«, meinte Hermione höflich, »selbst wenn er Ihrem Bruder gehört.«

Und in diesem Augenblick erkannte Lucy die Wahrheit. Mr. Bridgerton interessierte sich für Hermione. Auch wenn er ihr zuerst die Hand geküsst und sie, im Gegensatz zu anderen Männern, tatsächlich angesehen hatte, als sie etwas gesagt hatte. Doch man brauchte nur zu beobachten, wie er Hermione betrachtete, um zu wissen, dass auch er sich den Heerscharen der Verehrer angeschlossen hatte.

Seine Augen wirkten leicht glasig. Seine Lippen waren geöffnet. Und er strahlte eine Glut aus, als hätte er Hermione am liebsten auf die Arme genommen und über den Hügel davongetragen, und zum Teufel mit den anderen Gästen, Anstand und Sitte.

Sie sah er ganz anders an – höfliches Desinteresse beschrieb den Blick am besten. Oder vielleicht auch etwas wie: *Warum versperren Sie mir den Weg und hindern mich daran, Hermione auf die Arme zu nehmen und über den Hügel davonzutragen, und zum Teufel mit den anderen Gästen, Anstand und Sitte?*

Enttäuschend wäre nicht ganz das richtige Wort dafür gewesen. Nur ... unenttäuschend war es auch nicht.

Dafür sollte es ein Wort geben. Wirklich.

»Lucy? Lucy?«

Leicht verlegen bemerkte Lucy, dass sie nicht auf die Unterhaltung geachtet hatte. Hermione betrachtete sie neugierig, den Kopf schief gelegt, was die Gentlemen immer

so anziehend fanden. Lucy hatte es auch einmal versucht. Ihr war schwindelig davon geworden.

»Mr. Bridgerton hat mich um einen Tanz gebeten«, erklärte Hermione, »aber ich habe ihm gesagt, dass ich nicht *kann*.«

Hermione schützte immer verstauchte Knöchel oder Erkältungen vor, um nicht auf die Tanzfläche zu müssen. Was ja gut und schön war, nur dass sie ihre Verehrer immer an ihre Freundin abschob. Was ebenfalls gut und schön war, zumindest anfangs, doch inzwischen geschah es so häufig, dass Lucy den Verdacht hegte, die Herren glaubten, es geschähe aus Mitleid, und nichts war weiter von der Wahrheit entfernt.

Lucy tanzte ziemlich gut, auch wenn sie selbst das sagte. Und sie wusste hervorragend zu plaudern.

»Es wäre mir eine Ehre, mit Lady Lucinda zu tanzen«, sagte Mr. Bridgerton. Was hätte er auch sonst sagen sollen?

Daher lächelte Lucy ihn an, wenn auch nicht von Herzen, und ließ sich von ihm auf die Tanzfläche der Terrasse führen.

## 2. KAPITEL

*In welchem unsere Heldin einen entschiedenen Mangel an Respekt vor allen romantischen Angelegenheiten offenbart.*

Gregory war durch und durch Gentleman, und so verbarg er seine Enttäuschung, als er Lady Lucinda den Arm bot, um sie auf die behelfsmäßige Tanzfläche zu führen. Sicher, auch sie war eine hübsche und reizende junge Dame, aber sie war eben nicht Hermione Watson.

Dennoch *könnte* sich das auch als vorteilhaft erweisen. Offenbar war Lady Lucinda Miss Watsons beste Freundin – Miss Watson hatte im Lauf ihrer kurzen Unterhaltung eine wahre Lobeshymne auf Lady Lucinda angestimmt, während diese auf irgendeinen Punkt im Nichts gestarrt und anscheinend kein Wort mitbekommen hatte. Und da Gregory mit vier Schwestern gesegnet war, wusste er das eine oder andere über die Frauen – das Wichtigste davon war, dass man immer gut beraten war, sich mit der besten Freundin anzufreunden. Vorausgesetzt, die beiden mochten einander wirklich und taten nicht nur so, während sie auf den geeigneten Zeitpunkt warteten, sich ein Messer zwischen die Rippen zu stoßen – ein Verhalten, das bei Frauen öfter vorkommen sollte.

Frauen waren schon seltsam. Wenn sie nur lernen würden zu sagen, was sie dachten, dann wäre die Welt nicht so kompliziert.

Aber Miss Watson und Lady Lucinda schienen einander wirklich zugetan. Und wenn Gregory mehr über Miss Watson

erfahren wollte, wäre Lady Lucinda Abernathy eindeutig die richtige Anlaufstelle.

»Weilen Sie schon lange als Gast in Aubrey Hall?«, erkundigte sich Gregory höflich, während sie darauf warteten, dass die Musik einsetzte.

»Erst seit gestern«, erwiderte sie. »Und Sie? Bisher haben wir Sie noch nicht zu sehen bekommen.«

»Ich bin erst heute Abend eingetroffen. Nach dem Essen.« Er verzog das Gesicht. Jetzt, wo er nicht länger Miss Watson vor Augen hatte, fiel ihm wieder auf, wie sehr ihm der Magen knurrte.

»Sie müssen ja halb verhungert sein«, rief Lady Lucinda aus. »Würden Sie lieber ein wenig herumschlendern, statt zu tanzen? Ich verspreche Ihnen, dass wir an einem Tisch mit Erfrischungen vorbeikommen.«

Gregory hätte sie umarmen können. »Sie, Lady Lucinda, sind eine wunderbare junge Dame!«

Sie lächelte, aber auf eine Weise, die er nicht recht einzuordnen wusste. Er war sich relativ sicher, dass ihr sein Kompliment gefiel, doch es lag mehr in diesem Lächeln, vielleicht eine Spur Resignation.

»Sie müssen einen Bruder haben«, erklärte er.

»Ja«, bestätigte sie lächelnd. »Er ist vier Jahre älter als ich und hat eigentlich immer Hunger. Ich wunderte mich wirklich darüber, dass wir noch etwas in der Speisekammer hatten, wenn er in den Ferien nach Hause kam.«

Gregory hängte sie bei sich ein, und dann gingen sie um die Terrasse herum.

»Hier entlang«, erklärte Lady Lucinda und zog ihn am Arm, als er in die Gegenrichtung lenken wollte. »Es sei denn, Sie ziehen Süßigkeiten vor.«

Gregorys Miene hellte sich auf. »Gibt es auch etwas Herzhaftes?«

»Sandwiches. Sie sind zwar klein, aber wirklich köstlich, vor allem die mit Ei.«

Er nickte, ein wenig abwesend. Aus den Augenwinkeln sah er Miss Watson, und deswegen fiel es ihm schwer, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Vor allem, da sie von Männern umzingelt war. Vermutlich hatten sie alle nur darauf gewartet, dass jemand Lady Lucinda von ihrer Seite wegführte, um sich dann auf sie zu stürzen.

»Äh, kennen Sie Miss Watson schon lange?«, fragte er, bemüht, nicht allzu durchschaubar zu sein.

Nach kurzer Pause erwiderte sie. »Drei Jahre. Wir besuchen dasselbe Pensionat. Das heißt, wir haben es besucht. Wir haben die Schule dieses Jahr abgeschlossen.«

»Demnach werden Sie nächstes Frühjahr in London in die Gesellschaft eingeführt?«

»Ja«, sagte sie und wies auf einen Tisch mit kleinen Köstlichkeiten. »Wir haben die letzten Monate damit verbracht, uns, wie Hermiones Mutter es ausdrückt, auf die große Welt vorzubereiten, durch private Gesellschaften und kleine Veranstaltungen.«

»Ah, Sie lassen sich ein wenig aufpolieren?«, meinte er lächelnd.

Sie erwiderte das Lächeln. »Genau. Mittlerweile gäbe ich schon einen fabelhaften Kerzenleuchter ab.«

Das amüsierte ihn. »Nur einen Kerzenleuchter, Lady Lucinda? Bitte unterschätzen Sie sich nicht. Sie sind mindestens eine dieser silbernen Urnen, die heutzutage in jedem Salon stehen.«

»Dann also eine Urne«, erwiderte sie und sah dabei aus, als zöge sie es ernsthaft in Betracht. »Was wäre Hermione?«

Ein Juwel. Ein Diamant. Ein goldgefasster Diamant. Ein goldgefasster Diamant, besetzt mit ...

Er gebot seinen Gedanken Einhalt. Diesen poetischen Übungen konnte er auch später noch nachgehen, wenn er

nicht gerade mitten im Gespräch war. In einem Gespräch mit einer anderen jungen Dame. »Ach, ich weiß nicht«, meinte er deshalb leichthin und bot ihr freundlich einen Teller dar. »Ich kenne Miss Watson doch kaum.«

Sie schwieg, nur ihre Augenbrauen hoben sich ein Stück. Und in diesem Augenblick wurde Gregory bewusst, dass er über ihre Schulter sah, um einen besseren Blick auf Miss Watson zu erhaschen.

Lady Lucinda seufzte. »Vermutlich sollte ich Ihnen sagen, dass sie in einen anderen verliebt ist.«

Gregory zwang seinen Blick zu der jungen Dame zurück, der seine Aufmerksamkeit ohnehin hätte gelten sollen. »Wie bitte?«

Anmutig zuckte sie mit den Schultern und häufte ein paar kleine Sandwiches auf ihren Teller. »Hermione. Sie liebt einen anderen. Ich dachte, Sie würden das ganz gern wissen.«

Gregory starrte sie mit offenem Mund an, und dann ließ er den Blick entgegen aller Vernunft wieder in Hermiones Richtung wandern. Es war so offensichtlich, so erbärmlich, aber er konnte sich nicht helfen. Er wollte nur ... lieber Gott, er wollte sie ansehen und immer nur ansehen. Wenn das nicht Liebe war, wusste er auch nicht.

»Schinken?«

»Was?«

»Schinken.« Lady Lucinda bot ihm mit der Servierzange ein schmales Sandwich an. Ihr Gesicht war ärgerlich gelassen. »Möchten Sie eines?«, fragte sie.

Er knurrte und hielt ihr den Teller hin. Und dann, weil er die Sache nicht so stehen lassen konnte, erklärte er steif: »Es geht mich wirklich nichts an.«

»Das Sandwich?«

»Miss Watson«, stieß er hervor.